

Sturm an der Ostsee - Herbst 1999

Ich saß auf der Couch, eingewickelt in die kuschlige Decke, und schaute aus dem Fenster in den dunklen stürmischen Abend. Schon der dritte Sturmtag jetzt. Die Ostsee muß gut aufgewühlt sein. Kurzentschlossen pellte ich mich an und zog los, wollte mir den Wind um die Nase wehen lassen.

In der S-Bahn die typischen Gestalten um diese Zeit: Fun-Teenies, Punker mit ihren obligatorischen Hunden und ein paar verschreckte ältliche Personen. Ich stieg an der Werft aus, wanderte am Alten Strom entlang. Schon zerrte der Wind an meiner Jacke, kalt und schneidend fuhr er mir ins Gesicht. Also Mütze auf und Kapuze drüber. So gehe ich gern. Unter der Kapuze fühle ich mich geborgen. Nur, daß jetzt nichts weiter zu hören war als das Rauschen des Windes und das laute Rascheln der Kapuze. Das war mir nicht ganz recht – so allein in den finsternen Gassen des wie ausgestorben wirkenden Warnemünde. Nur aus den Fenstern der Kneipen und Restaurants drang Licht. Ab und zu tauchte ein einsamer Passant auf und verschwand genauso schnell wieder.

Ich steuerte die Mole an. Immer stärker zerrte der Wind an mir. Zögernd betrat ich die Mole. Kalte Finsternis. Von fern das regelmäßige grüne Blinken des kleinen Leuchtturmes, über mir am Himmel die Sterne, viele kleine, arg zerfaserte Wolkenfetzen und regelmäßige Lichtstrahlen: Die Strahlen des großen Leuchtturmes wanderten kreisförmig übers Meer hin. Ich stiefelte los. Solange die Mole noch über den Strand führte, mußte ich schützend eine Hand an das Gesicht halten, weil der Sand von links herüberwehte. Es war ein hohes feines Sausen in der Luft – das Geräusch der wandernden Sandkörner. Ich ging wie blind. Das grüne Blinken von vorn blendete mich. Wenn es dann aussetzte, war ich für den ersten Moment blind, dann gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit, und sobald ich wieder etwas sehen konnte, blinkte es wieder, und wieder stand ich in Dunkeln. Der Wind hatte eine dicke Sandschicht auf die Mole geblasen. Er drängte mich zur offenen Seite der Mole hin, auch weil ich dem tiefen Sand ausweichen wollte. Um nicht doch noch vom Wege abzukommen und womöglich abzurutschen am schlüpfrigen Molenrand zu Rechten, stapfte ich wohl oder übel durch den zur Linken angehäuften Sand, mich dicht an der Mauer haltend. Für kurze Zeit spürte ich Angst: Niemand war sonst in der Nähe. Wieder einmal stellte sich die Frage in mir, was ich wohl täte, wenn jetzt einer mit bösen Absichten käme. Immer in die Zwölf, beruhigte ich mich. Und außerdem ist das Wetter für solche Unternehmungen doch viel zu ungemütlich. Also weiter! Und über allem das ständige Sausen und Singen des Sandes. Dann begann das Wasser, und das Rauschen des Meeres übernahm die Geräuschkulisse.

Noch schützte mich die Mauer wenigstens ein bißchen vor der Gewalt des Windes. Ich blickte voraus, verengte die Augen vor dem Blinken des Leuchtturmes. Dann endete die Mauer. Fern war das Ende der alten Mole auszumachen, der erhöhte Sockel, auf dem früher der alte Leuchtturm gestanden hatte. Ich kämpfte mich gegen den Wind vorwärts, der sich jetzt ungehemmt gegen mich stemmen konnte. Dunkelheit und das Brüllen der aufgewühlten Wellen um mich herum. Dann stand ich oben auf dem Sockel, zur rechten die neue Mole mit dem kleinen Leuchtturm, zur linken die anrollenden Wogen, brüllend warfen sie sich gegen die Wellenbrecher der Mole. Da stand ich, ganz allein, eingehüllt in Wind und Rauschen. Versank in Erinnerung. Wie konnte C. damals von einer Mole aus ins Wasser gehen? Bei solchem Sturm? Denn Sturm war damals auch schon tagelang gewesen, die Ostsee muß mindestens ebenso wild gewesen sein wie jetzt. Wie hatte C. es geschafft? Wer sich bei solchem Wellengang von der Mole ins Wasser stürzt, wird doch zerschmettert. Aber C. wurde unversehrt gefunden, mit Steinen in den Taschen... So allein im Dunkeln und Sturm auf der Mole – da kann man leicht in seltsame Stimmung kommen, da fallen einen Gedanken an, die man sonst weg schiebt, vor denen man sonst wegläuft. Was wäre, wenn? Wenn ich jetzt dort hinuntergehe und springe? Ob es schnell geht? Ob es weh tut? Was wird von mir übrig bleiben? Wie kann ein Mensch den Mut aufbringen, in solche Wasser zu springen?

Die Wellen rollten von Nordwest heran, mächtige Berge, die sich kurz vor der Mole mit weißen Kämmen schmückten, um dann krachend an den großen Steinblöcken zu bersten, dabei das Wasser weit von sich schleudernd. Ich stand ausreichend entfernt, um nur den feinen Gischt im Gesicht zu spüren. Hinten am Horizont die Lichter der Schiffe auf Reede, eine kleine Lichterkette neben der anderen. Wie mag es auf diesen Schiffen jetzt zugehen? Ob sie dort den Wellengang heftig spüren? Da draußen muß es ja noch wilder hergehen als hier. Und der Sturm dazu! Und wie viele Schiffe dort auf Reede lagen! Na klar, Freitag Abend, da fährt kein Schiff mehr in den Hafen.

Ich riß mich los, kehrte dem Meer den Rücken zu und ließ mich vom Wind zurückschieben, ganz in mich verkrochen. Jetzt war es nicht mehr ganz so dunkel für mich, denn nun hatte ich das Blinken des kleinen Leuchtturmes im Rücken, und er beleuchtete mit einem regelmäßig wiederkehrenden Lichtstreif meinen Weg. Kaum kam ich wieder auf Höhe des Strand, als das Rauschen des Meeres erneut vom Sausen und

Singen des Sandes übernommen wurde.

Wohin jetzt? Eigentlich hatte ich vorgehabt, am Strand westwärts bis Stolteraa zu gehen, aber mich gegen den Sturm stemmen zu müssen, dazu verspürte ich keine große Lust. Also zum Bus, bis Stolteraa fahren und dann zurück, den Wind im Rücken.

Ich ging durch die schmalen Gassen von Warnemünde, an den kleinen Eingängen vorbei, die zwischen den einzelnen Häusern mit Holztüren verschlossen waren. Niemand hier. Eine Katze lief mir über den Weg, aus den Fenstern und Wintergärten fiel warmes gelbes Licht auf die Gasse.

An der Haltestelle mußte ich nicht lange warten. Im Bus war ich die einzige. Und dann wieder raus, hinter Warnemünde. Wieder umging mich, nach der Helligkeit des Busses, die Finsternis am Strand. Der kurze Weg durch den finsternen Küstenwald und die Düne war unheimlich, weil ich fast blind hindurchstapfte. Die Bäume zeichneten sich gegen den matt leuchtenden Himmel ab. Ich suchte mit den Augen den Großen Wagen und den Kleinen, Kassiopeia und den Polarstern. Dann kam endlich der helle Streifen des Sandes ins Blickfeld. Ich stapfte vor bis zum Wasser. Der Sturm hatte das Wasser bis hoch auf den Strand gedrückt. Ich mummelte mich ein, so gut es ging, und ließ mich vom Wind schieben, immer der Wasserlinie folgend. Fern die Lichter von Warnemünde. Niemand sonst in der Nähe. Es ist den Leuten wohl zu ungemütlich hier. Das Wasser schimmerte matt, wechselte die Farbe, rollte gegen den Strand. Weit draußen brachen sich die Wellen, donnerten an den Bühnen entlang, dabei im Gischt sich auflösend. Ob diese Bühnen eine großartige Wirkung haben? Das frage ich mich immer wieder. Ich versank im Rauschen des Wassers, im Heulen des Windes. Ab und zu erschrak ich, weil Schatten mich überholten. Aber das war bloß der Sand, der in Schwaden und Schleiern mit mir wanderte, mich dabei überholend. Seine Schritte klingen leise und eindringlich, ein ewiges ssssssssss, leise und hoch.

Am Ufer zeichneten sich helleuchtende Bögen ab, wie die Spuren von Wellen, die bis dorthin gerollt sind. Was ist das? Hellerer Sand, getrocknet? Ich ging näher. Die Bögen zuckten und waberten. Na klar, Schaum! Ich ließ mich vom Wind schieben, breitete die Arme aus. Jetzt ein großer Bettbezug, und ich würde abheben. Das Hotel wanderte an mir vorbei, ich kam wieder in die Nähe der Mole. Der Strand hatte sich verbreitert, und längst schon ging ich nicht mehr am Wasser entlang, sondern mitten am Strand. Um mich herum eine immer undurchdringlichere Dunkelheit, zu meinen Füßen die Sandschleier, die mich bis zu den Knien verhüllten. Vor mir erhob sich plötzlich die große Düne, von der ich weiß, daß sie direkt an der Mole endet. Also mußte ich sie umrunden, wenn ich zum Ausgang zur Mole kommen wollte, dort, wo das kleine Häuschen steht, aus dessen Loch in der Wand ein Lichtstrahl hinaus aufs Meer geht. Aber ich hatte die Orientierung verloren in all dem Sand, in der Dunkelheit. Und die Düne wollte und wollte nicht enden, obwohl ich irgendwo vor mir den dunklen Strich der Mole ausmachen konnte. Plötzlich jedoch sah ich das Häuschen. Nur – der Weg zu ihm hin existierte nicht mehr. Dort hatte sich eine große Düne hingebreitet, wohl die, deren Ausläufer schon die Mole zuwehten. Was tun? Ich stapfte die Düne hinauf. Eine echte, nur durch den Wind entstandene, große Düne, nicht vom Menschen zusammengeschoben, nicht vom ihm frisiert und bepflanzt, nein, eine echte Wanderdüne, nur vom Wind kreierte. Der Kamm der Düne brachte mich auf die Mauer der Mole, auf der ich entlang lief bis zum Ausgang am Häuschen, dabei immer gegen den Wind mich stemmend, denn dieser wollte mich von der Mauer herunter drücken. Und um mich herum das Sausen und Singen des Sandes. In Höhe des Sanddornstreifens war plötzlich Ruhe – kein Wind, kein Sand mehr. Aber dann, am Alten Strom, zerrte er wieder an mir. Ich lief die Straße entlang, lauschte in das Knarren und Quietschen der Schiffe, die am Ufer vertäut liegen, und merkte, daß ich fror.

Wie klein ist der Mensch im Angesicht des Meeres. Wie hilflos ist er und wie unbeständig. Die vielen kleinen Sandkörner sind nichts, wenn sie allein sind. Aber eine große Menge kann eine Mole, ein gewaltiges Bollwerk gegen die stürmische See, einfach so zuwehen. Und die stürmische See kann ein so mächtiges Bollwerk wie die Mole im Laufe der Zeit fein zermalen. Die Natur hat mehr Geduld als wir, deshalb auch mehr Ausdauer, und sie hat einen längeren Atem als wir.